

# Oltnerdütsch - die Mundart einer sprachlichen Grenzregion

Autor(en): **Derendinger, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Oltner Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **51 (1993)**

PDF erstellt am: **25.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-658556>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Oltnerdütsch – die Mundart einer sprachlichen Grenzregion

*Vorbemerkung: Die folgenden Ausführungen erheben nicht den Anspruch, eine wissenschaftliche Untersuchung zu sein. Dazu würde dem Verfasser auch die fachliche Kompetenz fehlen. Was hier dargelegt wird, ist zu einem guten Teil aus dem praktischen Umgang mit der heimatlichen Mundart hervorgegangen. Eine Präzisierung ist zudem nötig: Hier ist von der im Oltner Stadtgebiet gesprochenen Mundart die Rede. Bereits die nächsten Vororte haben ihre sprachlichen Besonderheiten, wodurch sie sich lautlich, aber auch in einigen Wortformen vom Dialekt der Stadt unterscheiden. Städtische und ländliche Lebensformen prägen eben auch die Sprache.*

Wer hätte nicht schon die abwertende Qualifikation gesprochener Mundart als «Oltner Bahnhofbuffet-Deutsch» gehört? Müssen wir Oltner uns davon betroffen fühlen? Sprechen wir in unserer Stadt «Bahnhofbuffet-Deutsch»? Natürlich nicht, wir haben ja auch nicht in unserem Bahnhofbuffet sprechen gelernt. Gemeint ist mit dieser Charakterisierung eine etwas verwischene schweizerdeutsche Umgangssprache mit Elementen verschiedener Dialekte, wie sie an Konferenzorten etwa zu hören ist, wo man sich der Eigenheiten der heimatlichen Mundart ein wenig zu schämen scheint und darum einem allgemeinen Schweizerdeutsch zusteuert.

Warum spricht man aber in diesem Zusammenhang vom Oltner Bahnhofbuffet-Deutsch? Es kommen ja in andern prominenten Bahnhofbuffets von zentraler Lage auch Deutschschweizer aus verschiedensten Gegenden zu Tagungen zusammen. Da dürfte wohl doch Oltens Übergangssituation innerhalb des deutschschweizerischen Sprachgebietes eine

Rolle spielen. Wer den Sprachatlas der deutschen Schweiz konsultiert, wird feststellen, dass in der Gegend von Olten die grossen Sprachregionen des Berndeutschen und des Zürichdeutschen mit ihren Ausläufern aneinander grenzen, wobei jedoch naturgemäss kein scharfer Trennungsstrich zu ziehen ist. Vielmehr besteht da eine beträchtliche Übergangszone, in der Olten liegt.

Diese Feststellung bezieht sich sowohl auf die Wortformen (speziell die Beugung von Zeitwörtern und Hilfszeitwörtern) als auch auf das Lautliche, die Aussprache von Vokalen und Konsonanten. Daneben sind auch Einflüsse von seiten eines dritten Sprachgebietes, nämlich des Baseldeutschen, auszumachen (gemeint ist natürlich auch Baselland). Das gilt besonders für die weichen Anlaute B und D anstelle von P und T, wie etwa in «e Bass» (ein Pass) oder «e Disch (ein Tisch), die man weder im Bern- noch im Zürichdeutschen kennt.

### Doppelformen

Die Grenzsituation kommt wohl am deutlichsten in Doppelformen zum Ausdruck, wie sie besonders bei der Beugung geläufiger Hilfszeitwörter und Zeitwörter, wie sein, haben, wollen, können, müssen, lassen, gehen, geben usw., vorkommen. Während da im nahen Gäu noch die bernisch-solothurnischen Formen vorherrschen, macht sich in Olten schon aargauischer Einfluss bemerkbar (Endungen auf -nd in der 1. und 3. Pers. Mehrzahl Präsens). Zwar gibt der Sprachatlas beim Hilfszeitwort «haben» für Olten noch «si hei» als geltend an, bei «gehen» und «lassen» aber «si gönd, si lönd» (und nicht «si göi» und «si löi»,

wie im angrenzenden Gäu); bei «geben» «si gänd» (Gäu: gääbe). Der aufmerksame Beobachter wird aber leicht feststellen können, dass man unter Oltnern daneben auch «mir (si) göi, mir löi, mir göi» sagt, andererseits auch, in Annäherung an das Aargauische, «mir hend» (statt: hei).

Angesichts der Verbreitung solcher Doppelformen, die es ja auch in andern Sprachen gibt, ist es problematisch, jeweils eine davon für die «richtige» zu erklären. Die gesprochene Sprache ist etwas Lebendiges und darum steten Wandlungen unterworfen, denen weder die Sprachwissenschaftler noch die Heimatschützer Einhalt gebieten können. Hingegen ist es natürlich legitim festzuhalten, welcher Formen sich die Alteingesessenen im allgemeinen bedienen. Eine Untersuchung, die Jürg Bühler über die Sprachentwicklung in der Stadt Aarau durchgeführt hat («Mundartwandel in der Stadt Aarau»; Aarauser Neujahrsblätter 1988, S. 62 ff), kommt zum Ergebnis, dass sich oft sogar ein- und dieselbe Person, je nach Gesprächssituation, bei einem bestimmten Wort bald dieser, bald jener gebräuchlichen Form bedient. Bühler weist ferner mit Recht darauf hin, dass die am Ort der Untersuchung aufgewachsenen Kinder von Zugezogenen oft noch von deren Mundart mehr oder weniger stark beeinflusst sind, was sich auf die Formenwahl (und die Aussprache) auswirken kann. Übrigens stellt auch der Sprachatlas der deutschen Schweiz für gewisse Grenzzonen das Vorhandensein von Doppelformen fest.

In neuerer Zeit dürften die Überschneidungen der Wortformgebiete sich eher noch ausgeweitet haben, dies vor allem bedingt durch die grössere Mobilität der Bevölkerung und das

Auseinanderliegen von Wohn- und Arbeitsort. In Olten selbst verzeichnet man ja seit jeher einen regen Zu- und Wegzug sowie viele Zu- und Wegpendler. Besonders in der Geschäftswelt, die weitreichende Kontakte pflegt, scheint sich, entsprechend der wirtschaftlichen Schwerpunktbildung, der Einfluss des Zürcher und des Aargauer Dialekts verstärkt zu haben. Nähere Untersuchungen hierüber fehlen jedoch.

Bereits vor vier Jahrzehnten hat alt Stadtmann Dr. Hugo Dietschi, ein verlässlicher Kenner der herkömmlichen Oltner Mundart, in einem Feuilleton («Oltner Tagblatt» Nr. 288 vom 12. 12. 1951) das harte Urteil gefällt: «Das Oltner Deutsch von heute ist ein Mischmasch aus 22 Kantonen, ohne Rasse, beeinflusst einesteils durch das Schriftdeutsche und vom Französischen her, sowie verdorben durch zugewanderte Ausdrucksweise aus der aargauisch-bernischen Nachbarschaft.» Ob es in diesem Zusammenhang angängig ist, den Ausdruck «verdorben» zu gebrauchen, mag dahingestellt bleiben – es ist die Sicht eines Alteingesessenen –; die beklagte Beeinflussung durch die umliegenden Sprachgebiete hat zweifellos stattgefunden und dauert weiter an, muss aber im Hinblick darauf, dass die eingewanderten Bürger eine zusehends kleinere Minderheit bilden, als natürliche, kaum vermeidbare Entwicklung angesehen werden. Man kann nicht den frischen Wind loben, der in Olten weht, und das, was der Wind uns zuträgt, gleichzeitig beklagen. Hugo Dietschi hat in seinen Überlegungen die sprachliche Grenzsituation Oltens wohl doch zu wenig berücksichtigt. Natürlich grenzt sich die Oltner Mundart bei den Wortformen auch innerhalb des solothurnischen Sprachgebietes ab. So sagen beispielsweise die Stadtsolothurner und die Leberberger «mir göö» (wir gehen), die Oltner (wenn schon nicht «gönd») «mir göi», wie die Gäuer. Kurzformen mit der Endung «i» in der 1. und 3. Person Mehrzahl (mir göi, mir löi) sind übrigens charakteristisch für ein Gebiet, das über das Gäu noch ein Stück weit

in den Oberaargau hineinreicht. – Es würde zu weit führen, im Rahmen dieses Aufsatzes die Unterscheidung der zu vergleichenden Mundarten nach Wortformen noch auf weitere Wortarten, zum Beispiel die Dingwörter, auszudehnen. Da wären zudem manche Fälle von Abweichung festzustellen, die auf keine Regelmäßigkeit schliessen liessen.

### Das Klangbild der Sprache

Die Mundarten der deutschen Schweiz unterscheiden sich zwar, wie gesagt, mehr oder weniger stark in den Wortformen. Dennoch ist dieses Kriterium wohl nicht das wesentlichste. Der besondere Charakter einer Sprache kommt vor allem in ihrem komplexen Klangbild zum Ausdruck, in ihrem Melos. Wer einen Franzosen sprechen hört und dabei kein einziges Wort versteht, wird trotzdem erkennen, dass diese Person französisch spricht, und zwar aufgrund des Klangbildes. Und er wird sogar das Englisch eines Engländers von demjenigen eines Amerikaners unterscheiden können, obwohl die Wortformen dieselben sind. Diese Tatsache macht sich zum Beispiel der Kabarettist Franz Hohler zunutze, indem er Sprachen rein lautlich imitiert, ohne dabei wirklich existierende Wörter zu gebrauchen.

Auch die Identität unserer Mundarten liegt primär im Klanglichen. Betrachtet man nun das Oltnerdeutsch aus dieser Sicht, wird man zum Gesamteindruck gelangen, dass es, ungeachtet einiger dem Aargauer Dialekt nahestehender Wortformen, doch als östlichster Ausläufer des bernisch-solothurnischen Sprachgebietes erscheint. Zürcher oder Ostschweizer werden uns Oltner, wenn sie uns hören, aufgrund des Sprachklanges als Berner aus dem Oberaargau taxieren. In der Tönung der Vokale und in gewissen Doppellauten unterscheiden wir uns eben deutlich von den Zürichern und Aargauern; unser «ei» zum Beispiel erklingt bei ihnen als mehr oder weniger breites «äi». – Der Klangcharakter einer Mundart lässt sich jedoch gar

nicht leicht mit Worten umschreiben, auch nicht mit Hilfe einer weiter ausgebauten phonetischen Schrift. Im Sprachmelos liegen eben sehr viele Nuancen, die zusammen die komplexe Eigenart ausmachen. Da spielt unter anderem auch die Dehnung oder die Kürze der Vokale im Wortstamm eine entscheidende Rolle, dann aber auch das durchschnittliche Sprechtempo, das einen Hinweis auf das Temperament des betreffenden Volksschläges gibt und vielleicht auch Schlüsse über dessen geistige Lebhaftigkeit zulässt.

Wie ist nun in dieser Hinsicht Oltens Sprache zu charakterisieren? Verglichen etwa mit derjenigen der Stadtsolothurner klingt sie trockener; sie kommt entschiedener daher, verweilt weniger genüsslich in den Vokalen und Doppellauten, lässt also die solothurnische Gemütlichkeit vermissen (Solothurn: Cheerze, reede; Olten: Cherze, rede). Wo die Solothurner ein langes, mehr oder weniger geschlossenes o sprechen (hoole, loose), begnügen sich die Oltner mit einem kurzen, offenen o (hole, lose). Darin unterscheiden sich die Oltner auch von den Gäuern. (Weil der Verfasser dieses Beitrags seinerzeit als Kind einer aus dem Schwarzbubenland stammenden Mutter das Wort «Hoor» mit geschlossenem o auszusprechen pflegte, wurde er von seinen Kameraden als «Gäuer» verspottet!) Man wird – um bei den Dingen des täglichen Lebens zu bleiben – im weitern feststellen können, dass die Oltner «Chääs» essen, die Gäuer aber «Chees», wie übrigens auch die Winznauer und andere Niederämter.

Die in den Vokalen knappere Sprechweise der Oltner mit deren legendärem Revoluzzergeist in Verbindung zu bringen, wie Hugo Dietschi im zitierten Aufsatz das tut, scheint dem Schreibenden etwas gewagt. Lebhaftes, zupackendes Temperament muss nicht unbedingt mit revolutionärem Geist einhergehen. Es gibt auch heftige Leute von durchaus konservativer Gesinnung. Mit Oltens Revoluzzergeist ist es heute ohnehin nicht mehr so weit her!



## Die Vokalisierung des L

Es ist eine alte Streitfrage, ob man im «richtigen» Oltnerdeutsch das l nach Vokalen und vor Konsonanten (oder am Wortende), z.B. in «Milch» oder «Igel», vokalisierere, d.h. als u ausspreche oder nicht. Alteingesessene, 24karätige Oltner – so auch Hugo Dietschi – pflegten früher stets entschieden zu betonen, dass das l richtigerweise nicht vokalisiert, sondern als Konsonant ausgesprochen werde. Und das taten sie denn auch im Bewusstsein, damit ein ehrwürdiges Erbe zu verteidigen. Der Sprachatlas der deutschen Schweiz gibt ihnen recht, spricht aber mit Bezug auf Olten von einer «leichten Velarisierung» des l,

d.h. einer Verdampfung des Konsonanten, die in der Gegend des Gaumensegels (= velum) dadurch erzeugt wird, dass die Zungenspitze sich nicht an die obere Schneidezähne, sondern an den vordern Gaumen legt. In der Tat sprechen auch die traditionsbewussten Oltner, die sich keiner Vokalisierung des l «schuldig» machen, durchaus nicht ein klares l aus wie etwa die Ostschweizer. Andererseits hört sich das vokalisierte l der «Halb-oltner» keineswegs als reines u an; es liegt fast näher bei einem etwas undeutlichen w; «alt» spricht sich also beinahe wie «awt» aus. (Die Unterlippe nähert sich den oberen Schneidezähnen.) Darin unterscheidet es sich vom Berndeutschen «aut».

△ *Im Oltner Bahnhofbuffet sind alle Sprachen und Dialekte zu vernehmen.*

Man kann den Meinungsstreit, der Oltens Grenzsituation widerspiegelt, auch von der soziologischen Seite her betrachten. Es besteht kein Zweifel, dass ein korrekt ausgesprochenes l urbaner klingt als ein vokalisiertes l (Miuch). Das u ist ja so etwas wie ein Urlaut, erinnert auch ein bisschen an den Kuhstall. Es liegt nahe anzunehmen, dass die eingesessenen Städter früher, als sie noch eine grössere Rolle spielten, sich durch eine feinere Sprache von den aus ländlicher Gegend Zugewogenen abzuheben suchten. Man findet dieses Phänomen auch in der

Stadtberner Mundart. Während im Berndeutschen sonst die Vokalisierung des l nach Vokalen und vor Konsonanten gang und gäbe ist, legen standesbewusste Stadtberner der Oberschicht Wert auf die korrekte konsonantische Aussprache des l. Das gilt vor allem für jene, die ihr Berndeutsches noch mit welschen Brocken zu garnieren pflegen. Man denkt da vielleicht an die legendäre Madame de Meuron. Hier spielt also die persönliche Sprachkultur hinein, wie möglicherweise auch bei der Wahl zwischen zwei gängigen Wortformen. Diese Auffassung wird gestützt durch eine Mitteilung der Solothurner Schriftstellerin Elisabeth Pfluger, wonach auch im Gäu teilweise die kulturbewusste ältere Generation eine Vokalisierung des l vermeidet, da ihr an einer «gepflegten» Mundart liegt.

Man wird also in dieser kontroversen Frage, will man nicht an der Sprachrealität vorbeigehen, für Olten zwei Formen der Aussprache gelten lassen müssen. Die Zahl derjenigen, die das l in der oben beschriebenen Weise vokalisieren, dürfte heute wahrscheinlich überwiegen. Für eine sichere Beurteilung fehlen aber statistische Grundlagen.

In diesem Zusammenhang stellt sich natürlich auch die Frage nach der zweckmässigen Schreibung des vokalisierten l. Denn Mundart wird ja bekanntlich auch geschrieben – nicht zuletzt in den Schnitzelbänken der Oltnen Fasnacht und heutzutage sogar noch – mehr oder weniger geschickt – in Todesanzeigen. Der im Leberberg lebende Schriftsteller Ernst Burren verwendet für das vokalisierte l ohne Zögern das u, mit dem Resultat allerdings, dass der ungewohnte Leser dann die betreffenden Wörter unter Umständen nicht versteht. Was heisst denn zum Beispiel «wuuke», und wie spricht man es aus? Die Verdoppelung eines Vokals wird nach der heute allgemein akzeptierten Diethschen Schreibung (Mundart-Orthographie nach Prof. Dieth) für einen *gedehnten* Vokal verwendet. In «wuuke» (=Wolke) aber ist im Gegensatz dazu das erste u als wirklicher Vokal (zwischen geschlos-

senem o und u liegend), das zweite aber als vokalisiertes l zu lesen. Ähnliche Probleme ergeben sich, wenn für «Milch» «meuch» gesetzt wird. Der Leser liest dann nach schriftdeutscher Angewöhnung eben «möich». Solche Beispiele zeigen, dass man für die Schreibung des vokalisierten l aus praktischen Gründen besser kein u, sondern ein l setzt. Dem Leser bleibt dann die Wahl der Aussprache überlassen. Jedenfalls erleichtert diese Schreibweise die Lesbarkeit. Um beim Beispiel «Milch» zu bleiben: Hier, wie auch in analogen Fällen, sollte für das stumpfe i in der Mundart kein e geschrieben werden. Sonst liest man es fälschlicherweise als offenes e.

## Wortschatz und Redensarten

Natürlich gehören auch der Wortschatz und die bildlichen Redensarten einer Mundart zu deren Identität, weniger zum äusseren Erscheinungsbild als zur geistigen Gestalt. Das Oltnerdütsch in dieser Hinsicht zu erforschen würde allerdings eine breite Felduntersuchung nötig machen, wie sie eher schon einer Lizentiats- oder Doktorarbeit angemessen wäre. Ob da eine reiche Ernte in Aussicht stünde, wagt der Verfasser zu bezweifeln. Heute zeichnet sich allenthalben – wie dies Hugo Dietschi auch festgestellt hat – ein langsames Aussterben des für eine bestimmte Kleinregion eigentümlichen Wortschatzes ab. (Man könnte es mit dem Aussterben von Tier- oder Pflanzenarten vergleichen.) Wer weiss, ob z. B. das im Gäu noch gebräuchliche «eister» (=immer) die nächsten paar Jahrzehnte überleben wird? Nach Hugo Dietschi war es ja früher auch in Olten noch lebendige Sprache. Wer aber sagt heute in Olten noch «eister»? Man sollte eigentlich annehmen, die gegenwärtige Mundartwelle in den Massenmedien Radio und Fernsehen würde dem Aussterben typischer Mundartwörter entgegenwirken. Das trifft aber keineswegs zu. Da werden in der täglichen Praxis kaum mehr Ausdrücke verwendet, die allein der Mundart angehören. Es ist eine verarmte Mundart, die da zu Wort kommt.

Andererseits kann ein aus unsern weiträumigen Verflechtungen stammender neuer Wortschatz nicht überhört werden, der vor allem der englischen Sprache entnommen ist und mehr oder weniger glücklich «vermundartet» wird: Imitsch, Pöblik, Releischens, und wie sie alle heissen. Besonders die allgegenwärtige Werbung durchsetzt unsere Alltagssprache zunehmend mit englischen Brocken, die kaum assimiliert werden. Auch eine wachsende Wortinflation macht sich geltend; alles ist heute «super». Dazu kommen modische Sprachtorheiten z. B. das aus deutschen Landen eingeschleppte «in etwa», das nun von zeitbewussten Gemeinderatsfraktionssprechern auch in der Mundart gebraucht wird, da es zweifellos anspruchsvoller klingt als das schlichte «öppe».

Ähnliches gilt für die Redensarten. In Städten und städtischen Agglomerationen geht die hauptsächlich aus dem ländlichen Leben stammende Bildhaftigkeit der Sprache nach und nach verloren, nicht zuletzt darum, weil sie keinen realen Hintergrund mehr hat. Die moderne Arbeitswelt, die viel abstrakter geworden ist – man denke an den Computer und all die sonstigen elektronischen Steuerungen –, wird wenig zu einer neuen Bildhaftigkeit beitragen können. Nicht nur unser Hochdeutsch, auch unsere Mundart wird eine zunehmend abstraktere Sprache. Dass Heimatschützer diesem Trend entgegenwirken möchten, ist zwar verständlich; ein Wortschatz lässt sich jedoch ebensowenig unter Denkmalschutz stellen wie herkömmliche Redensarten. Die Alltagssprache gehorcht der allgemeinen zivilisatorischen und kulturellen Entwicklung, ob diese uns nun gefalle oder nicht. Was es zu fördern gilt, ist ein geschärftes kritisches Urteil in allen Fragen der Sprache, gehe es nun um unsere Mundart oder um unser Hochdeutsch. Zu wecken ist auch, vor allem in der heranwachsenden Jugend, das Sprachgefühl, das uns die richtige Wahl der Wörter und Wendungen treffen lässt und uns befähigt, die besondere Kraft eines eigenständigen Mundartausdrucks herauszuspüren.